



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Märchen-Forschungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

fälschen Schriften (1785), seine neuen Göttergespräche (1791). Woß seine Uebersetzung des Homer ohne große Anfangsbuchstaben drucken, und im neunzehnten Jahrhundert endlich begegnet uns eine ganze Reihe von Männern, freilich nur Gelehrte und Professoren, welche dieser unserer allgemeinen Schreibweise nicht huldigen. Obenan unter denselben steht wieder Jacob Grimm, der in seinen ersten Werken wohl auch große Buchstaben anwendete, sich später aber von denselben lössagte.

Ob sich später auch noch andere zur Annahme dieser Neuerung bequemen werden, ist abzuwarten, darf aber um so mehr bezweifelt werden, als selbst Einige von jenen, welche anfänglich diesen Gebrauch adoptirt hatten, von demselben bereits wieder zurückgekommen sind. Zwar sagt Grimm ganz richtig: „Hat nur ein einziges Geschlecht der neuen Schreibweise sich bequemt, so wird im nachfolgenden kein Hahn nach der alten krähen“ — er hat aber nicht die Mittel angegeben, durch welche eine Generation vermocht werden könnte, ihre gewohnte Schreibweise fallen zu lassen.

Wir bekennen auch hierin durchaus conservative Neigungen. Wir sind der Meinung, daß uns die großen Lettern das Lesen durch die Haltpunkte, welche sie dem Auge gewähren, allerdings ein wenig erleichtern; wir würden nicht zu ihrer Einführung rathen, wenn sie nicht bereits in Gebrauch wären, halten es aber für unnöthig, dagegen zu eifern, und sind geneigt, sie unter die *Adiaphora* zu rechnen, bei denen es Jeder halten kann, wie er will. Nicht ganz so gleichgiltig läßt uns der Gebrauch einiger namhafter Gelehrter, auch nach größerem Redeabsatz und Punkt den großen Buchstaben vorzuenthalten. Denn die Einförmigkeit macht wirklich das Lesen unbequemer. Und wir meinen, dergleichen harmlose Bräuche unserer Schrift sind wie das Hutabnehmen auf der Straße und die Verbeugung bei einem Besuch, kleine gesellschaftliche Artigkeiten, denen man sich nicht entziehen soll, am allerwenigstens aus Gründen höherer Einsicht und aus einem stolzen Purismus.

Neue Märchen-Forschungen.

G. Gerland, Altgriechische Märchen in der Odyssee. Magdeburg 1869.

Gibt es ein Gebiet literarhistorischer Forschung, das vorzugsweise von Deutschen cultivirt worden, so ist es das der Märchenpoesie. Die Gebrüder Grimm haben nicht nur die Sammlung von Volksmärchen für alle Theile der Erde zuerst in Anregung gebracht, sie haben auch mit Staunenswerther

Gelehrsamkeit die literarischen Denkmale aller Zeiten und aller Völker, soweit sie ihnen zu ihrer Zeit zugänglich waren, zur Erklärung und Vergleichung dieser volksthümlichen Erzählungen herbeigezogen. Nach ihnen und zum großen Theil auf ihre persönliche Anregung hin sind dann eine Menge Sammlungen deutscher Märchen entstanden; scandinavische, slavische, romanische, waltische Alterthumsforscher, kurz Vertreter fast aller in Europa seßhaft gewordenen Nationen und Völkerschaften, haben dann nach dem Vorbilde der berühmten deutschen Altmeister die Ueberreste dieser Volkspoesie ihrer Heimat zusammengetragen. Und weit über Europa hinaus erstreckte sich der Sammeleifer. Vorzugswelse waren es aber auch hier Deutsche, welche die Märchen centralasiatischer, südafrikanischer und polynesischer Völker sammelten und herausgaben, von der rein literarischen Bearbeitung indischer und arabischer Fabelwerke ganz zu schweigen, die sich gleichfalls fast ausschließlich in deutschen Händen befand. Wer kennt nicht die Thätigkeit der Benfey, Brockhaus, W. Müller auf diesem Gebiete?

Hatte man aber so nach und nach die reichsten Sammlungen von Märchen angelegt, was war natürlicher, als daß man nun auch darauf ausging, einen Einblick in die Natur und das Wachsthum dieser merkwürdigen Producte des Volksgeistes zu gewinnen. Forderte doch die Beschaffenheit derselben von selbst hierzu auf. Ein und dasselbe Märchen fand man mit geringen Abweichungen unter allen Himmelsstrichen wieder, ein anderes, bisher nur einmal z. B. in Deutschland nachgewiesen, tauchte urplötzlich in der Mongolei wieder auf. Wie sollte man sich diese Uebereinstimmung erklären, wie bei aller auffallenden Uebereinstimmung in manchen Einzelheiten wieder Grundverschiedenheiten im Ganzen deuten? Schon die Brüder Grimm haben daher, im Wesentlichen übereinstimmend, ihre Ansicht über das Wesen und die Bedeutung der Märchen ausgesprochen, und allgemein bekannt ist die Stellung, die ihnen J. Grimm bei seiner Reconstruction der deutschen Mythologie eingeräumt hat. „Gemeinsam allen Märchen“, sagt er einmal, „sind die Ueberreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens, der sich in bildlicher Auffassung über sinnliche Dinge ausspricht. Dies Mythische gleicht kleinen Stückchen eines zersprungenen Edelsteins, die auf dem von Gras und Blumen überwachsenen Boden zerstreut liegen und nur von dem scharfer blickenden Auge entdeckt werden: die Bedeutung davon ist längst verloren, aber sie wird doch empfunden und gibt dem Märchen seinen Gehalt, während es zugleich die natürliche Lust am Wunderbaren befriedigt; niemals sind sie bloßes Farbenspiel haltloser Phantasie. Das Mythische dehnt sich aus, je weiter wir zurückgehen, ja es scheint den einzigen Inhalt der ältesten Dichtung ausgemacht zu haben. Wir sehen, wie diese, getragen von der Erhabenheit ihres Gegenstandes und unbesorgt

um Einklang mit der Wirklichkeit, wenn sie die geheimnißreichen und furchtbaren Naturkräfte schildert, auch das Unglaubliche, das Greuelhafte und Entsetzliche nicht abweist.“ Diese Auffassung der Märchen als der Ueberreste oder der Abspiegelungen eines alten, in die Urzeiten hinaufreichenden Volksglaubens ist nun bis auf diesen Tag die verbreitetste. So hat ihr der hochverdiente Sammler und Herausgeber griechischer und albanesischer Märchen, J. G. von Hahn, noch vor wenigen Jahren (1864) mit ausdrücklicher Bezugnahme und Polemik auf eine gerade entgegengesetzte Aufstellung zugestimmt. „Das Märchen“, sagt er, „ist ein auf seiner letzten Entwicklungsstufe angekommenen Mythos. Der nächste Entwicklungsschritt ist dann die volle Ausmerzung alles Wunderbaren und die Verwandlung der Sage oder des Märchens in die Erzählung eines rein menschlichen Hergangs.“

Diese Grimm'sche Theorie hat nun, wie schon angedeutet, sehr lebhaften Angriff von Seiten eines der ersten deutschen Orientalisten erfahren. Theodor Benfey hat denselben, allerdings mehr gelegentlich und ohne die Namen der Brüder Grimm zu nennen, in der Einleitung zu seiner Uebersetzung des indischen Märchenwerks Pantſchatantra mit dem Aufgebot einer eminenten Gelehrsamkeit unternommen, und von allem Anderen abgesehen durch ihn unsere Kenntniß des Zusammenhanges orientalischer und occidentalischer Literatur aufs Werthvollste bereichert. „Meine Untersuchungen“, sagt Benfey, „im Gebiete der Fabeln, Märchen und Erzählungen des Orients und Occidents haben mir die Ueberzeugung verschafft, daß wenige Fabeln, aber eine große Anzahl von Märchen — er behauptet sogar in einer Anmerkung, er kenne nur ein Märchen, dessen Grundlage mit voller Sicherheit aus dem Abendland abgeleitet werden müsse — und Erzählungen von Indien aus sich fast über die ganze Welt verbreitet haben. Was die Zeit dieser Verbreitung betrifft, so sind etwa vor dem 10. Jahrhundert nach Christus wohl nur verhältnißmäßig wenige nach dem Westen gewandert, und zwar wohl nur durch mündliche Ueberslieferung. Mit dem 10. Jahrhundert aber begann durch die fortgesetzten Einfälle und Eroberungen islamitischer Völker in Indien eine immer mehr zunehmende Bekanntheit mit Indien. . . . Die indischen Erzählungswerke wurden jetzt in das Persische und Arabische übersetzt und theils sie selbst, theils ihr Inhalt verbreitete sich verhältnißmäßig rasch über die islamitischen Reiche in Asien, Afrika und Europa und auch über den christlichen Occident. Hier waren die Knotenpunkte das byzantinische Reich, Italien und Spanien. Aber nicht allein auf diesem Wege drangen die Märchen nach Europa vor. Mit der buddhistischen Literatur, in der sie ihren Hauptsitz hatten, kamen sie nach China, von hier nach Tibet, und von den Tibetanern erhielten sie die Mongolen. Die Mongolen aber haben fast zwei Jahrhunderte in Europa geherrscht. So sind es auf der einen Seite

die islamitischen Völker, auf der anderen die buddhistischen, welche die Verbreitung der Märchen fast über die ganze Welt bewerkstelligt haben.“

Ueber die Verschiedenheit der Märchen spricht sich Bensey im Anschluß hieran so aus: „In Wirklichkeit reducirt sich die große Masse, insbesondere der europäischen Märchen, auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen, — Hahn hat seitdem in der That versucht, die Reduction auf gewisse Formeln vorzunehmen —, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick durch theils vollkliche, theils individuelle Thätigkeit vielfältig haben. — Aus der Literatur gingen die Märchen ins Volk über, aus diesem, verwandelt, wieder in die Literatur, dann wieder ins Volk u. s. w. und erreichen, insbesondere durch diese wechselseitige Thätigkeit nationalen und individuellen Geistes, jenen Charakter nationaler Wahrheit und individueller Einheit, welcher nicht wenigen von ihnen einen so hohen poetischen Werth verleiht.“

Diese Behauptungen der berühmten Orientalisten scheinen nun den Anschauungen unseres ersten Germanisten schnurstracks zu widersprechen. Und doch ist dem nicht ganz so; wenigstens nicht in der Weise, wie es auf den ersten Augenblick erscheint. Doch zunächst noch etwas Anderes. Bensey selbst hat seine Ausführungen in einem Punkte seit dem Erscheinen seiner Einleitung zu dem Pantaschatantra modificirt und andere Orientalisten sind in diesem Punkte noch weiter gegangen. Nachdem F. Liebrecht die buddhistische Quelle zu dem griechischen Roman des 7. Jahrhunderts n. Ch., Barlaam und Josaphat aufgefunden und nachgewiesen hatte, gab Bensey bereitwillig zu, daß durch diesen Nachweis das Bestehen eines reicheren literarischen Verkehrs zwischen Indien und den Mittelmeerstaaten vor dem 10. Jahrhundert unserer Aera im Allgemeinen als hinlänglich bewiesen anzunehmen sei, und Gildemeister hat als das wohl älteste Beispiel von Uebertragung indischen Novellenstoffes nach dem Westen, mit Recht auf die Erzählung vom bösen Dämon (Mārasa) Asmodaios hingewiesen, die sich in dem apokryphen Bibelbuch Tobit, das im ersten Jahrhundert vor Christus entstanden ist, findet.

Aber ganz abgesehen von dieser Modification, die Bensey selbst an seiner Theorie vorgenommen hat, ist dieselbe der Grimmschen Auffassung vom Wesen und der Entstehung des Märchen nicht ganz so widersprechend, als es scheint. Denn bezieht sich Bensey's Theorie auf die Entstehung der Märchen? Keineswegs. Sie erstreckt sich nur auf die Verbreitung derselben nach Europa, Centralasien u. s. w. von Indien aus. Ueber die Entstehung der Märchen in Indien selbst gibt sie gar keinen Aufschluß. Noch viel weniger beantwortet sie eine naheliegende Gegenfrage, wie es denn zu erklären sein solle, daß, da, wie sich aus der ungemainen Verbreitung der Fabeln und Märchen ergebe, die Lust und Freude am Fabuliren etwas allgemein

Menschliches ist und ganz besonders einer Stufe der menschlichen Cultur entsprechend zu sein scheint, — kein anderes Volk als die Inder originale Erzeugnisse in dieser Gattung der Poesie hervorgebracht habe; seien die Völker auch verschieden poetisch begabt, so könne man doch nicht annehmen, wenigstens widerspreche das allen sonstigen Analogien auf diesem Gebiete, daß nur Ein Volk in dieser Beziehung so originelle Begabung empfangen habe, daß sich alle übrigen nur empfangend zu ihm zu verhalten hätten. Dazu komme noch, daß die indischen Märchenbücher verhältnißmäßig jung, wenigstens später entstanden seien, als die äsopischen Fabeln, deren Bekanntschaft in Indien ja durch das Pantshatantra selbst gesichert sei, während man doch in Egypten und Europa schon märchenartige Erzählungen als in sehr früher Zeit vorhanden nachweisen könne. Wer kennt in der That nicht die ägyptische Erzählung vom Schatzhause des Königs Rhampsinet, die uns der Vater der Geschichte aufbewahrt hat? Emile de Rouge hat uns ja noch dazu eine Erzählung aus einer Papyrusrolle übersetzt, die bis unter den Pharao Menephtah, den Sohn Ramses des Großen, (denselben Pharao höchst wahrscheinlich, unter dem die Kinder Israel Egypten verließen), also bis an das Ende des 14. oder in den Anfang des 13. Jahrhunderts vor unserer Aera hinaufgeht. Diese Erzählung vom Satu und Anepu, die Mannhardt das älteste Märchen der Welt genannt hat, enthält nämlich eine Menge Züge, welche auch in längst bekannten, noch heute im Volksmunde fortlebenden abendländischen Märchen vorkommen.

Und kennen wir aus dem classischen Alterthume etwa keine Märchen, und keine märchenartigen Erzählungen? Und würde der Beweis aus dem Schweigen der classischen Schriftsteller über Volksmärchen von Gewicht sein können? Wer unsere deutsche classische Literatur vor dem Erscheinen der Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen auf ihre Zeugnisse über das Vorhandensein von deutschen Volksmärchen prüfen wollte, würde vielleicht noch weniger Spuren von denselben auffinden, als sich bei den griechischen und römischen Autoren Beweise von der Existenz von griechischen und römischen Märchen nachweisen lassen. Wir wollen hierbei ganz davon absehen, daß in verhältnißmäßig später Zeit bei den Römern Dichtungen vorkommen, die ohne Zweifel auf Volksmärchen zurückzuführen sind, wie denn z. B. L. Friedländer den Versuch gemacht hat, die einzelnen Märchen, aus denen die reizende Erzählung des Appulejus von Amor und Psyche entstanden ist, noch an der Composition diese Erzählung nachzuweisen und aus ihr herauszuschälen. Nein, schon in den ältesten Dichtungen der Griechen lassen sich einzelne Bestandtheile aufweisen, die einen entschieden märchenhaften Charakter an sich tragen. So vor Allen in der Odyssee. Bekannt ist ja die gelehrte Abhandlung von W. Grimm über die Polyphemossage. Durch

Vergleichung einer ganzen Anzahl asiatischer und nordischer Märchen hat er die Uebereinstimmung derselben mit der Erzählung der Odyssee von dem Abenteuer des Odysseus auf der Insel der Cyclopen gezeigt und den Urmythus, aus dem dieses Märchen entstanden ist, aufzudecken gesucht. Die ausgezeichnetesten Kenner griechischen Alterthums und griechischer Mythologie, wie Welker z. B., haben sich gegen derartige Versuche nichts weniger als abwehrend verhalten und anerkannt, daß während der viel ältere Titanenmythus nur drei Cyclopen kennt, die homerischen Cyclopen, die zu einem wilden Hirtenvolke auf Trinakria geworden sind, „schon etwas Märchenhaftes haben.“

Aber Niemand, der derartige Untersuchungen angestellt oder nur die Forschungen Anderer geprüft hat, wird sich über die Beweiskraft und die Sicherheit der durch sie gewonnenen Resultate irgend welchen Illusionen hingeben können. Mit mathematischer Gewißheit läßt sich ja auf diesem Gebiete überhaupt Nichts sicher stellen. Aber selbst die Gewißheit wird sich hier nie, oder doch nur in den seltensten Fällen erreichen lassen, die sonst bei Vergleichung anderer poetischen Productionen verschiedener Völker über den Zusammenhang derselben gewonnen werden kann. Man vermag, wenn man die Umbildungen und Verwandlungen eines Märchenstoffes im Einzelnen verfolgen möchte, sich gar häufig nicht der Erinnerung an eine Naturbeobachtung zu erwehren, die ein Jeder von uns gemacht hat, wenn er von einem hohen Berge herab dem Herausziehen und der Bildung von Wolken zugeschaut und eine Wolke genauer zu verfolgen sich vorgenommen hat. So veränderlich, lustig und zerfließend ist hier Alles. Und doch haben die Untersuchungen Bensseys über die Verbreitung dieser lockersten Gebilde der Volkspoesie in einer Beziehung feste Anhaltspunkte für eine wissenschaftliche Behandlung derselben geliefert und sind dadurch zu Fundamentaluntersuchungen auf diesem Gebiete geworden. Denn seit ihnen ist es nicht mehr möglich, ganz kritiklos zur Feststellung und Erklärung eines Märchens eine beliebige Anzahl anderer Märchen, die sich bei den verschiedensten Völkern Asiens und Europas finden, zur Vergleichung herbeizuziehen. Es wird jetzt hier verlangt, daß, gleichwie ein wissenschaftlicher Historiker das Verhältniß seiner Quellen, ihre Entstehung, ihre Verwandtschaft und ihre Abhängigkeit von einander geprüft haben muß, ehe er an die Darstellung seines Gegenstandes geht, der Märchenforscher sich Rechenschaft über den Zusammenhang oder die Selbständigkeit der von ihnen zur Vergleichung herbeigezogenen Märchen gegeben habe. Denn nachdem Benssey von einer ganzen Anzahl von Märchen nachgewiesen hat, daß dieselben nicht, so zu sagen, autochthon, sondern auf literarischem Wege niedergeschlagen von einem Volk zum andern gewandert sind, ist es doch nothwendig, daß, wenn man Märchen

mit einander vergleichen und ihre Urformen wiederherstellen will, man nicht mehr von mehr oder weniger subjectiven und willkürlichen Ansichten über alterthümliche Züge in dem einen und dem modernisirten Aufputz in dem anderen ausgehe, sondern auf literarischem Wege zu ermitteln suche, wann dieses oder jenes Märchen sich zuerst bei dem betreffenden Volke nachweisen lasse, und ob dasselbe nicht von einem anderen, bei dem es früher nachweisbar vorkomme, entlehnt sei.

Dieses methodologisch so wichtige Ergebniß der Forschungen Benfey's ist aber nur unter einer Voraussetzung von ganz durchgreifender Bedeutung für die Märchenpoesie anwendbar, unter der nämlich, daß sich alle Märchen aus Indien über den größten Theil der alten Welt verbreitet haben. Ist das nicht richtig, müssen wir vielmehr mit einer ganzen Anzahl der tüchtigsten Kenner der Märchen-Literatur und -Poesie, wie F. Liebrecht, Hahn u. A. annehmen, daß, abgesehen von jenen vielen durch literarische Vermittelung nach Europa verbreiteten z. B. indischen Märchen, es noch andere gebe, die über die ganze Erde verbreitet, aus Urmythen geflossen sind (vergl. Liebrecht, in *Obert-Lemkos Jahrbuch* Bd. III. S. 79), und ist es ferner auch nicht abzusehen, warum nicht jedes Volk, das überhaupt zu mythologischen und poetischen Hervorbringungen fähig ist, eigene Märchen selbständig producirt haben soll, so verschwindet allerdings wieder ein gutes Theil der Resultate der Benfey'schen Untersuchungen uns unter den Händen.

Ja in einer Beziehung scheint die Verwirrung nur noch größer zu werden und die Lösung derselben ganz unmöglich. Hat es z. B. in Deutschland schon Märchen gegeben, ehe die durch persische, arabische, lateinische und deutsche Uebersetzungen vermittelten indischen Märchenstoffe hier herkamen, so waren dieselben entweder in Deutschland, oder richtiger gesagt innerhalb der germanischen Völkerstämme nach ihrer Trennung von den anderen arischen Nationen entstanden, oder ein mehr oder weniger gemeinsames Erbstück der indogermanischen Völkerfamilie überhaupt. In diesem letzteren Falle aber könnte es sich doch sehr leicht treffen, daß das Märchen, das aus neueren indischen Quellen durch jene Uebersetzungen vermittelt nach Deutschland kam, dort schon längst, wenn auch nur nationalisirt und damit modificirt, vorhanden war, und beide Erzählungen sich jetzt wieder zu einer vereinigten. Die ungemeine Verbreitung der nachweisbar in letzter Instanz indischen Märchenbücher macht es gerade zu höchst wahrscheinlich, daß dieses gar häufig der Fall war. Denn unter dem Volke verbreitet sich nur das rasch und leicht, was ihm schon nicht ganz fremd und ungewohnt ist, für das seine Seele durch Erfahrung disponirt ist. Nehmen wir aber das an und neigen zu der Ansicht hin, daß die deutschen Volksmärchen im Allgemeinen aus einer doppelten Quelle entstanden seien, aus Mythen und mythenartigen Er-

zählungen, die aus der Urzeit der arischen Völkerfamilie herrühren oder von den Germanen selbst gebildet wurden, und aus den durch Uebersetzungen in christlicher Zeit hierher verpflanzten indischen Märchenstoffen, dann wird es fast ganz unmöglich sein, das Alter und die Herkunft der einzelnen Bestandtheile dieser Dichtungen auch nur mit einiger Sicherheit zu bestimmen. Erst, wenn diese und verwandte Studien viel weiter vorgeschritten sein werden, man die Eigenthümlichkeiten der Volkspoese jeder Nation viel schärfer erkannt haben wird, als dieses bisher möglich war, erst dann wird, wenn überhaupt jemals, eine Trennung der Elemente möglich sein, aus denen der Strom der Märchenpoese zusammengelassen ist, und der nun schon durch lange Jahrhunderte vereint die geistigen Bedürfnisse unzähliger Menschen gestillt hat, ohne daß diese fragen, woher ihnen dieser Lebensquell entströmt sei.

Ist aber dieses die Sachlage auf unserm Gebiete, dann wird man auch noch in das Bekenntniß, oder wenn man lieber will, in die Klage Liebrechts einstimmen dürfen. „Immer wieder von Neuem drängt sich Jedem, der die dichterischen Erzeugnisse der verschiedenen Völker durchforscht, bei weiterem Fortschreiten auf diesem Gebiete die Betrachtung auf, wie schwierig bei gegebener Gelegenheit die Grenzlinie zwischen der neuschaffenden Thätigkeit des menschlichen Geistes und seiner bloß wiedergebärenden Triebkraft zu ziehen sei, oder, um mich deutlicher auszudrücken, wie schwierig sich in jedem einzelnen Falle die Entscheidung treffen läßt, ob irgend ein vorliegendes poetisches Product ein ursprüngliches oder ein anderes woher entlehntes sei. Es können aber selbstverständlich nur solche Dichtungen Anlaß zu dieser Frage geben, die eine innere oder äußere Verwandtschaft mit anderen besitzen oder zu besitzen scheinen. Daß nämlich diese Verwandtschaft nicht schlechtthin und ohne Weiteres Entlehnung annehmen lasse, ist hinlänglich bekannt, indem bereits darauf hingewiesen worden, wie es eine Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes sei, selbst in den von einander fernsten Zonen Gleichartiges zu erzeugen.“ Und es wird ferner nach alledem Niemanden Wunder nehmen, wenn noch heute bei der wissenschaftlichen Durchforschung eines Märchenkreises, trotz aller Untersuchungen, doch noch fast dieselbe Methode angewendet und nach denselben Gesichtspunkten gearbeitet wird wie früher. Niemand wird sich freilich die Resultate jener Forschungen im Einzelnen entgehen lassen, aber sich doch durch das Nachwort des berühmten Orientalisten, daß die Stoffe aller Märchen in unserer Aera aus Indien nach dem Westen geflossen seien, nicht abhalten lassen, selbst in den ältesten Erzeugnissen der griechischen Literatur nach Märchen zu suchen.

Von diesem Standpunkt aus hat auch der Verfasser obengenannter Schrift seine gelehrten Untersuchungen über einige Erzählungen der Odyssee angestellt und sich nicht abhalten lassen von „altgriechischen Märchen in der

Odysee“ zu sprechen. Herr Gerland sucht nämlich zu beweisen, daß den Erzählungen der Odysee von der Insel der Phäaken, welche nach den von ganz anderen Gesichtspunkten aus ausgehenden Untersuchungen Kirchhoffs über die Composition der Odysee zu den jüngsten Bestandtheilen des großen Gedichtes gehören, ein Märchen zu Grunde liegt, das sich in einer im Einzelnen modificirten aber doch in seiner Gesamtheit wohl erkennbaren Fassung auch in einem Märchen der Sammlung des Somadeva (1103 n. Chr. u. kurz nachher abgefaßt), erhalten habe.

Manchem klassisch gebildeten Schulmanne, der bei der Herbeiziehung eines soweit abliegenden Stoffes zur Erklärung der Entstehung von Gesängen seines Homers etwas ängstlich zu Muth wird, wird es vielleicht schon etwas zur Beruhigung dienen, daß schon Welcker jener Erzählung von den Phäaken und den Inseln der Seligen nicht nur einen nicht ursprünglich griechischen Ursprung zugeschrieben, sondern in dem kunstreichsten Gebilde der Poesie einen Bestandtheil aus dem Lande nordischer Barbaren aufgezeigt hat. Welcker bringt die homerische Dichtung in Verbindung mit der alten, uns aufbewahrten Sage von den „teutonischen Todenschiffern“, und erklärt: Mir hat sich die Ueberzeugung aufgedrungen, daß diese Schiffer, die sich aus dem weiträumigen Oberland, aus dem Bereiche der gewaltsamen Kyklopen in die Abgeschiedenheit zurückzogen und fern von den erwerbssamen Menschen und unzugänglich ihren Angriffen leben, den Göttern hingegen nahe stehen und in den glücklichen Himmelsstrichen, wo Elysion liegt und das Hyperboräer Land, in ewigem Frühling ein heiteres, harmloses Leben führen, stets vergnügt bei Mahl, Saitenspiel und Tanz, die nur schiffen, um die in der Irre Umherschweifenden zur Heimath zu bringen, deren Schiff ohne Steuer seinen Weg von selbst findet und niemals Gefahr läuft, daß die Dunkelmänner vom Küstenlande, die von Dunkel umhüllt in der Nacht fahren, ohne daß des Windes, der sie treibt, gedacht wird, und ihren Mann in tiefem, dem Tod ganz ähnlichen Schlaf zur Heimath bringen und keinem die Fahrt verweigern, nichts anderes sein können, als die Fahr Männer des Todes in irgend einer ausländischen entfernten Religion und Sage, die in die hellenische Heldenpoesie gezogen, eine schöner erfundene Bestimmung nie erhalten konnten, als die, den geprüften Dulder Odyseus nach allen Irrfahrten in seine oberirdische Heimath zurückzubringen.“ (Kleine Schriften II. S. 14.) Ohne auf diese Deutung Welckers, die Gerland gewiß nicht unbekannt war, Rücksicht zu nehmen, hat dieser nun ausgeführt, wie die Erzählung der Irrfahrten des Odyseus mit der Geschichte des Brahmanen Saktidemo, die Somadeva erzählt, verwandt sei und die homerischen Phäaken mit den indischen Widjâtharen, Halbgöttern von himmlischer Weisheit und Unsterblichkeit, vollendeter Schönheit und Glück-

selbigkeit, die die goldene Stadt bewohnen, identisch seien. — Es würde zu weit führen, wollten wir die Ähnlichkeit beider Erzählungen hier im Einzelnen nach Gerland aufzählen. Manche derselben sind wirklich frappant, doch treten auch sehr bedeutende Verschiedenheiten hervor, die unseren Verfasser zu der Ansicht bestimmen, daß die homerische Erzählung weder indischen Ursprungs sei, noch die indische griechischen Quellen entlehnt sei. Gerland wird in dieser seiner Ueberzeugung besonders noch dadurch bestärkt, daß sich dieselbe Erzählung in durchaus selbständiger und doch durchaus verwandter Form bei anderen Völkern wiederfindet. Aus allen möglichen Literaturen, die merkwürdigen Sagen der Polynesier nicht ausgeschlossen, werden dann ähnliche Sagen nachgewiesen, um den Schluß zu rechtfertigen, daß das Märchen von den Phäaken und dem Besuch des Odysseus bei ihnen nichts Anderes sei als eine selbständige Version eines indogermanischen Mythos und daß diese Version der Odyssee eine den Griechen eigenthümliche und nirgendher entlehnte sei.

Ohne der Gelehrsamkeit unseres Verfassers, der durch seine Fortsetzung der Anthropologie von Waitz schon in weiteren Kreisen sich vortheilhaft bekannt gemacht, irgendwie nahe treten zu wollen*), und ohne zu verkennen, daß seine Art, mythische Erzählungen aller möglichen Völker mit einander zu combiniren, um dann aus diesen Combinationen die Grundzüge und Bestandtheile dieser Mythen zu reconstituiren, nicht von der Weise abweicht, wie diese Forschungen von manchen Autoritäten auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie getrieben wurden, können wir doch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß der Werth unserer Untersuchung mehr in der Zusammenstellung der verwandten Erzählungen als in deren mythologischer Ausdeutung zu bestehen scheint. Wie schon gesagt, dieselbe übertrifft nicht andere bekannte Versuche ähnlicher Art durch die Kühnheit oder, sagen wir besser, Willkürlichkeit ihrer Combinationen, sondern wir möchten unsere Vorbehalte gegen diese ganze Art, vergleichende Mythologie zu treiben, richten. Mag dem aber nun sein, wie ihm wolle, daß Verdienst wird man Gerland nicht absprechen können, daß er durch seine Behandlung der homerischen Erzählung von den Phäaken die Aufmerksamkeit aller derer, denen es mit Erforschung der Entstehung dieser ältesten, in allen Kreisen bekannten epischen Dichtungen ein Ernst ist, von Neuem auf einen Punkt geleitet hat, von dem sie bisher nur von Einzelnen untersucht worden sind, daß er überhaupt der gesammten Märchenforschung, welche in Deutschland seit dem Eingehen der besonders

*) Der Schreiber dieser Zeilen hätte dem Verfasser nur noch ein Märchen nachweisen können, das sich gleichfalls auf diesen Kreis bezieht, und in Sicilien erhalten ist. Dasselbe wird sich demnächst in einer größeren Sammlung sicilianischer Märchen, die noch diesen Herbst im Verlag von W. Engelmann in Leipzig erscheinen wird, Bd. I. S. 105 u. f., abgedruckt finden.

für sie fruchtbringenden Zeitschrift Bensley's „Orient und Occident“, ihr Organ verloren hat und zurückgegangen ist, eine neue, heilsame Anregung gegeben hat.

Drei Briefe von Joh. Heinr. Voß.

Als die kurpfälzischen Lande auf dem rechten Rheinufer im Jahre 1803 an Baden kamen, war es eine der ersten Bemühungen des neuen Kurfürsten Carl Friedrich, für die Universität Heidelberg, die unter der Regierung der letzten pfalz-bairischen Fürsten von ihrer früheren Höhe tief herabgesunken war, neue und bedeutende Lehrkräfte zu gewinnen.

Während die Einladungen zur Besitznahme verschiedener Lehrstühle nach allen Richtungen ausgingen, geschah es, daß im September 1804 Joh. Heinr. Voß durch Karlsruhe reiste und sich dort einige Tage aufhielt.

Durch zwei Briefe Hebel's, des alemannischen Sängers, der trotz so Vielem, was sie unterschied, doch als Dichter und Mensch gar manche Ähnlichkeit mit dem Dichter der „Luise“ besaß, ist uns über diesen Aufenthalt (Einiges überliefert*). Wir erfahren auf diese Weise, daß er sich gern in dem Drechsler'schen Kaffeehause aufhielt, wo sich damals die gebildeten Männer Carlshutes versammelten und dort in behaglichem Zwiesgespräch ihr gewohntes Pfeiflein rauchten. Er mußte auch einige Feste über sich ergehen lassen, Gedichte und Lorbeerkränze entgegennehmen; „er wurde hier sehr geehrt“, erzählt Hebel, „blieb aber immer ruhig und fast gleichgültig dabey, als ob's ihm nicht gälte, und aß Trauben, nach wie vor.“

Einer seiner Söhne studirte schon seit längerer Zeit bei Weinbrenner, der damals, noch nicht allzu lange aus Italien heimgekehrt, großen Ansehens genoß, die Baukunst. „Voß selbst“, erzählt Hebel weiter, „wollte in Heidelberg seine Wohnung aufschlagen und da privatisiren. So leicht und sicher wäre er auch noch zu etwas mehr zu haben gewesen, wenn ein besserer Stern als das Sidus Rothweilanum über Heidelberg stünde, jetzt kommt er, als Director des philosophischen Seminarii nach Würzburg.“

Das geschah nun aber nicht; der von der bairischen Regierung erlassene Schulplan schreckte ihn zurück. Dagegen wurden im Jahre 1805 von der badischen Regierung Verhandlungen mit ihm angeknüpft, die noch im Laufe dieses Jahres seinen Umzug nach Heidelberg zur Folge hatten. Er ging

*) Becker, J. P. Hebel. Band 1860. S. 169—171 (Näslin) Briefe von Joh. Pet. Hebel an einen Freund. Mannheim 1860. S. 14,